

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde

Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertsborn, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ❖

6. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Dauptstraße 41

Mittwoch, den 4. Februar 1920

Fernsprecher:
44 Königstein

Nummer 3

Meier Helmbrecht und sein Sohn.

Eine Erzählung aus deutscher Vergangenheit
von Georg Paulsen.

34)

Nachdruck verboten.

So sprach die Hauswirtin vom Helmbrechtshof. Schwer aber ward es doch dem tiefgebeugten Haussohn, daß er auf den großen Besitz Verzicht leisten sollte, der nach Fug und Recht ihm zukam. Er meinte, er habe schon mit dem Verlust seiner Schwurhand hart gebüßt, und wenn er jetzt in die weite Fremde ziehen sollte, so war es doch eine besondere Strafe für ihn. Und mochte die Strafe ihm zu teil werden, Mechthild war doch unschuldig. Warum sollte sie aus dem Erbgut der Schwiegereltern, verstoßen werden?

Das ging Jung-Helmbrecht näher, als daß sein Weib dem Baldhardshofe, dem eigenen väterlichen Erbe fern bleiben sollte. Denn wenn Mechthild mit ihm dort Unterkunft suchen wollte, so würde es heißen, auch ihr Gatte Helmbrecht, der Verfehlmte, würde dort Zuflucht suchen wollen, um eine Stätte zu haben, wo man nicht von seiner Schande sprechen würde. Und der Gedanke daran war ihm ärger, der schmerzte ihn mehr als der Verlust seiner rechten Hand. Wenn er mit Mechthild auf dem Baldhardshofe hauste, war er nichts weiter als ein ehrloser und friedloser Anecht.

Darum fragte er die Mutter, und er vertraute auf ihre Liebe zum einzigen Sohne: „Was wird aus meinem Erbe, dem Helmbrechtshofe, wenn wir in die Ferne ziehen? Will mir der Meier, mein Vater, für immer vorenthalten, was nach Fug und Recht mir zukommt?“

Aber hier war die Stelle, wo die Liebe der Mutter sich dem Willen des Vaters unterordnete. Und Frau Gotelindis wußte ganz genau, was der Meier in dieser Beziehung dachte: Daß der durch die Gnade des Henters lebende Sohn auf dem Hofe als ein Herr und ein gleichberechtigter Genosse der freien Bauern in der Runde waltete, das war unmöglich. Ehrlos und rechtlos durfte der Mann nicht sein, der von dem Helmbrechtshofe sagte: „Das ist mein.“

„Darüber laß meinen Hauswirt, Deinen Vater, beschließen und für den Hof sorgen. Und was er für gut befindet, das soll als ein Recht gelten in allen Zeiten. Der Helmbrechtshof ist dieses Anwesen genannt, und ich will bitten und beten Tag um Tag, daß der Name nicht verschwinde.“

Mit dem ersten Hahnenschrei zog das junge Paar im Morgenrauen seinen Weg. Nichts war wach, nur die Mutter öffnete ihm die Pforte und winkte ihm mit erhobener Hand einen Segensgruß nach. Von dem Meier war nichts zu hören und zu sehen, der stand aufrecht in seiner Kammer vor dem schweren Schrank, in dem die Rüstung aus Stahl hing, die er im Kaiserdienst in jungen Jahren getragen hatte. Und alles, was er jemals über Recht und Ehre in seinem Herrentopfe gedacht hatte, das ging heute nochmals

durch seinen Sinn. Nach dem Fenster aber, von dem er auf die Landstraße blicken konnte, auf der der Hoserbe von dannen zog, warf er keinen Blick.

Jung-Helmbrecht und Mechthild zogen zusammen ihren Weg, dicht an einander geschmiegt, als hätten sie zusammen an der schweren, aber unsichtbaren Sünde zu tragen, die auf ihrem Rücken ruhte, der unheilvollen Last der Schande. Sie wichen bald aber von der großen Heerstraße und schlugen einsame Wege ein, um keinem Menschen mehr zu begegnen. Aber dieser und jener kam ihnen doch in den Weg und wandte dann scheu ab. Das Geschrei von dem großen und furchtbaren Behmgericht war wie mit Windeseile durch die ganze Gegend gegangen. Wer von der Behme für schuldig befunden worden war, dem ging aus dem Wege, wer sich nicht in der gleichen Verdammnis befand.

Sie waren nun doch eins geworden, sie wollten am Baldhardshofe vorüberziehen. Jung-Helmbrecht wollte draußen vor dem Zaun hören, um nicht auch hier als friedloser und unehrlicher Mann abgewiesen zu werden, Mechthild aber wollte der Mutter und dem Vater die Hand zum Abschied bieten und sie um ihren Segen bitten. Verwaist waren die beiden stolzeften freien Bauernhöfe der Gegend: Jung-Helmbrecht lag verachtet und verstoßen hinter einem fremden Zaun, und Bruno, des Baldhardshofes Erbe, ruhte seit dem unseligen nächtlichen Hedenreiten schon lange unter dem Rasen.

Auch auf dem freien Bauernhofe, aus dem Mechthild stammte, war schon bekannt, was vor dem Freigrafensstuhl der Behme geschehen, und welches schwere Unheil dort vollzogen war. Als sie durch das Tor schritt, klang ihr der Ruf der Anechte und Mägde entgegen: „Gelobt sei die heilige Jungfrau, unsere Haustochter ist wieder daheim!“

Baldhard und seine Hausfrau kamen aus dem Bohnengemach, und die Mutter rief es dem Gesinde in freudvollem Schluchzen nach: „Der heiligen Jungfrau sei Dank, mein Kind kommt wieder zurück.“ Und über das Antlitz des freien Bauern glitt ein Freudestrahl. Er dachte genau und dasselbe in seinem herrischen Kopfe wie sein Genosse, der Meier Helmbrecht.

Die Mutter küßte und umarmte vielmals ihr Kind. Der Vater legte Mechthild die Hand aufs Haupt und begrüßte sie: „Gottlob, daß Du wiederkehrst als eine Jungfrau in Ehren, wie Du gegangen warst!“

Es war ihr, als brenne die Hand des Vaters auf dem blonden Haar, und sie richtete hoch sich auf: „Als ehrenhafte Maid ging ich, und ich denke, als ehrenhaftes Weib kehre ich wieder, wenn ich meines Verlobten Helmbrecht Gattin geworden bin.“

Der freie Bauer wich zurück, und die Mutter rief: „So ist es wahr, so trägst Du die Unehre und die Schande unter unser Dach?“

Sie schüttelte das Haupt: „Ich bringe nur die Treue zu Helmbrecht, dem ich so lange verlobt war, dem ich die Treue gehalten habe. Habt Ihr etwas gegen ihn, er hat den Hof nicht betreten, er wartet auf mich jenseits des Hofzaunes. Aber er ist mein, ich bin sein, seitdem ich ihn gelöst habe vom Eisen des Henkers.“

„Gelöst hast Du ihn, aber für ein Leben in Schimpf und Schande,“ antwortete Baldhard rauh. „Besser wäre es schon gewesen, Du hättest ihn seinem Schicksal überlassen.“

„Müdest Du dem Rufe des finsternen Mannes folgen?“ fragte die Mutter. „Wie lange ist es her, daß Helmbrecht nicht nach Dir forschte, Jetzt erst, wo der Tod ihm die Hand reichen wollte, da warst Du ihm recht, da gedachte er Deiner.“

„Vater, Mutter, es ist uns schon seit geraumer Zeit getümdet, daß Helmbrecht und ich Mann und Weib sein würden. Hätte er das nicht gewußt, er hätte wohl nicht auf mich gewartet. Und jetzt lebt er und ist mein. Mag heute ein grauer Himmel über uns sein, die späteren Tage können wieder die goldene Sonne bringen. Ihm und mir!“

„Wenn sie ihn nicht vorher auf der Straße erschlagen haben, wie er andere schlug,“ fiel der freie Bauer streng ein. „Ehrlos, rechtlos und friedlos ist er, und wer es will, der kann gegen ihn die Hand ungestraft erheben wie gegen einen tollen Hund.“

„Und verlassen und schutzlos stehst Du dann da in der Welt,“ klagte die Mutter.

„So ist es,“ bestätigte Baldhard. „Drum laß ihn allein von dannen ziehen. Es wird jetzt, wo das Gericht vorüber ist, niemand mehr darnach fragen, wo er blieb. Und mach Dir der Gedanke Pein, daß der Friedlose wiederkehrt, ein paar Goldgulden wende ich schon daran, Dich von der Sorge zu befreien. Dann winkt Dir wahrlich noch ein Leben, in dem Du die Rosen vom Strauch pflücken kannst. Daran denke, Mechtild.“

Wie in Verzweiflung hob sie die Arme zum Himmel empor: „Zur Witwe willst Du mich machen, Vater, nachdem ich kaum eine Frau geworden bin? Habe ich das verdient und bin ich nicht immer Euch eine getreue und folgsame Tochter gewesen? Ist Helmbrecht so mancher schwerer Last schuldig, er ist jung und hat ein langes Leben noch vor sich, in dem er wieder gut machen kann, was er gefehlt hat. Wer ihn erschlägt auf der Heide, der versündigt sich an dem Herrn, der gesagt hat: „Nicht siebenmal vergib, nein, siebentzigmal siebenmal. Und Du, Mutter, hast Du mir nicht selbst die Mär erzählt vom frohen und schönen Ritter Lannhäuser, der in den Hörfelberg ging zur reizvollen Teufelin Venus? Zu dem ließ der Papst Urban sagen, ihm könne erst vergeben werden, wenn der dünne Wanderstab in seiner Hand wieder Blätter treibe. Und in einer Nacht war das Wunder geschehen.“

Sie schöpfte dann Atem und sprach weiter: „Warum soll meinem Helmbrecht nach der Gnade des Henkers nicht noch eine andere hohe und heilige Verzeihung zu teil werden? Vom Vater im Himmel die vom Vater auf Erden? Er hat nichts Schlimmeres vollbracht, wie so mancher andere, der mit erhobenem Haupte stolz heute umhergeht. Darum laßt ihm Zeit. Und wollt Ihr uns nicht aufnehmen, so laßt uns in Frieden ziehen.“

Die Eltern schwiegen. Sie konnten und wollten einander zum schweren Leid nicht noch ein schlimmeres Unheil fügen. Da sie Helmbrecht, den verwehnten Mann, nicht auf dem Baldhardshofe herbergen und hausen lassen konnten, so mochte Mechtild mit ihm von dannen ziehen. Sie hatte sich ihr Schicksal an seiner Seite geschaffen, sie mußte ruhen, wie sie sich gebettet hatte. Sie trug dem Manne hinter dem Zaun selbst Speise und Trank hinaus und war ihm behilflich, der noch lernen mußte, sich allein der linken Hand zu

bedienen. Und dem Baldhard und seinem Weibe schnürte es das Herz zusammen, als sie das Bild sahen. Mit großen Augen sahen die Knechte und Mägde die Beiden und blickten scheu auf den Herrn und die Herrin, die ein solches Leid mit starrem Gesichte ertrugen.

Mit einem Bündel auf dem Rücken, gerade so wie eine Magd vom Lande, die in der Stadt einen Dienst suchen wollte, schritt Mechtild an Helmbrechts Seite, als die Zeitspanne für ihren Aufenthalt abgekauft war, weiter. In dem Bündel trug sie, was ihre Aussteuer bildete. Sie die Erbtochter, hatte auf Haus und Hof und alles, was sie dem Gatten hätte zubringen müssen, Verzicht geleistet, dafür trug sie armselig davon, was die Mutter ihr zusammengeschnürt hatte. Die Last konnte nicht größer sein, als sie zu tragen vermochte. Es war daher wenig, aber es war von zu Haus.

In die Ferne zog das seltsame Paar, und Jahr um Jahr verging, ohne daß zu Hause wieder eine Nachricht einging. Es wußte auf dem Helmbrechtshofe und auf dem Baldhardshofe niemand, ob die Beiden verdorben oder gestorben waren, oder ob noch ein bescheidenes Glück bei ihnen eingetroffen war.

Die Jahre hatten die kräftige Gestalt des Meier Helmbrecht nicht zu beugen vermocht, wenn sie auch die Haare weiß gefärbt hatten. Aber das war wohl mehr der Schnee der Erinnerung, wie der verwichenen Jahrzehnte. Und den Kopf trug er öfters gesenkt, als denke er über Vergangenes nach. Niemand sah ihn wieder lächeln, während das Antlitz seiner Hauswirtin Gotelindis dann und wann noch immer der Schimmer einer schönen Zukunftshoffnung umspielte.

Ihre Tochter Gotelindis war in ein Kloster getreten. Die Eltern hatten den Entschluß der jungen Frau nicht wenden können, so gern sie gesehen hätten, daß sich Gotelindis aus dem Kreise der freien jungen Bauern einen Gatten erwähle, um mit diesem auf dem Helmbrechtshofe zu walten, damit das Eigentum nicht einmal in fremde Hände gelange. Aber die Tochter hatte darauf bestanden, eine Braut des Himmels zu werden und keinem irdischen Manne mehr anzugehören.

Vorsichtig hatte des Meiers Frau nach der Einkleidung der Nonne ihren Gatten gefragt, ob es jetzt nicht an der Zeit sei, nach Jung-Helmbrechts und Mechtilds Verbleib zu forschen, um, wenn nicht ihm, so doch ihren Nachkommen das schöne Erbe zu sichern. Und sie hätte wohl gern die Enkel auf den Knien gewiegt.

Doch darin war Meier Helmbrecht nach wie vor streng und unerbittlich. „Die Unehre, die über den Eltern liegt, ruht wie ein Schatten auch über den Kindern. Zwischen ihnen und uns ist keine Brücke, die sie zu überschreiten vermöchten. Aber Gotelindis, die Mutter, hoffte und harrete unentwegt, und sie ward nicht müde im Bitten und Flehen.“

Eines Frühmorgens, da er aus seiner Kammer trat, lag auf dem Angesicht des Meiers ein heller Schein.

„Du bist ein anderer geworden in dieser Nacht, Helmbrecht,“ sagte Frau Gotelindis überrascht.

„Bin kein anderer geworden,“ gab er zur Antwort, „doch könnte es sein, daß ich ein anderer werde. Weiß nicht, ob ich dazu mich freuen soll oder nicht.“

Und als seine Hauswirtin ihn drängte, ihr anzuvertrauen was ihn bewege, da erzählte er, daß sein Schwert im Eichenispind sich in der Scheide bewegt habe. Das bedeute Kampf.

Der Frau pochte das Herz in der Brust, sie blickte auf das weiße Haar ihres Mannes. „Du hast geträumt,“ sagte sie. Wie mochte er an Kampf denken?

(Fortsetzung folgt.)